

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1920)

Heft: 9

Artikel: Zwei Bündner Dichter : Joh. Durisch von Tschappina und Chr. Philipp Schumacher von Medels i. Rh. [Fortsetzung]

Autor: Bühler-Held, Christian / Durisch, J. / Schumacher, C. Philipp

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-396190>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zwei Bündner Dichter.

(Joh. Durisch von Tschappina und Chr. Philipp Schumacher von Medels i. Rh.)

Von Prof. Christian Bühler-Held, Chur.

Chr. Philipp Schumacher (1848—1879).

Chr. Philipp Schumacher wurde geboren am 3. Mai 1848 als Sohn des Chr. Ph. Schumacher von Medels im Rheinwald und der Ursula geb. Lorez. Seine reiche Begabung ließ es seinen Eltern ratsam erscheinen, ihn Lehrer werden zu lassen, und so kam der geweckte und begabte Knabe im September 1863 nach Chur in das kantonale Lehrerseminar.

Unser Philipp war eher klein von Statur, und seine bleiche Gesichtsfarbe verriet keine robuste Gesundheit; doch fehlte er selten im Unterricht. Schumacher gehörte immer zu den besten Schülern seiner Klasse. Im Musikunterricht freilich leistete er nicht Hervorragendes, im deutschen Aufsatz aber übertraf er seine Mitschüler alle. In seiner freien Zeit las er mit Begeisterung die Schöpfungen unserer Klassiker, mit besonderer Vorliebe Schillersche Dramen und Balladen, die für ihn eine wahre Offenbarung waren. Er interessierte sich auch für zeitgenössische Schriftsteller, so z. B. für J. V. Widmann, den er nach Lesung seines „Arnold von Brescia“ mit Enthusiasmus als zweiten Schüler erklärte.

Schumacher selbst versuchte sich in der Dichtkunst. Seine Mitschüler erfuhren zwar nicht viel davon, da er von den Kindern seiner Muse nicht viel Aufhebens machte. Das aus 19 vierzeiligen Strophen bestehende Gedicht: „Die Schweizergarde in Paris“ entstand 1865 und darf als Erstlingswerk eines Schülers der dritten Kantonsschulklasse als eine respektable Leistung bezeichnet werden. Einiges Aufsehen erregte damals ein Zeitungsartikel, in welchem er einen seiner Lehrer (Prof. Dr. Schwarzkopf) angriff und der dem Verfasser von Seite des Direktoriums eine Verwarnung eintrug.

Im März 1867 verließ Schumacher die Kantonsschule mit dem Lehrerpapent I. Klasse. Den Winter 1867/68 verbrachte er in Lugano, um die italienische Sprache zu lernen. Dann hielt er drei Jahre lang Winterschule in Bondo und von 1871—73 leitete er die Realschule in Sent. Obwohl Schumacher ein guter

Lehrer war (seine Schüler rühmen besonders seinen vorzüglichen Unterricht im Deutschen), gewährte ihm der Lehrerberuf doch keine innere Befriedigung. Seinem unruhigen Geiste war die Schulstube zu enge. So sah er sich nach einem andern Wirkungskreis um, in welchem er seine Kenntnisse und Talente besser zu verwerten hoffte. Er vertauschte daher 1873 das Lehramt mit der Stelle eines Kanzleisekretärs im „Grauen Hause“ in Chur. Wohl infolge seiner raschen Auffassungsgabe und seiner Gewandtheit im schriftlichen Ausdruck, rückte er zwei Jahre später zum Regierungssekretär vor. Damals herrschte bei der nur aus drei Mitgliedern bestehenden Regierung noch das Kollegialsystem und Schumacher war somit alleiniger Regierungssekretär. Diese schöne Stellung, die er sich aus eigener Kraft, durch Fleiß und tüchtige Leistungen errungen, mochte ihn wohl mit Genugtuung und Befriedigung erfüllen; trotzdem darf bezweifelt werden, ob er auf die Dauer auf diesem Posten ausgeharrt hätte; denn Naturell, Veranlagung und Neigung drängten ihn auf die journalistische Laufbahn hin. Ja, es hat wenig gefehlt, so wäre er in die Redaktion des in Zürich erscheinenden „Nebelspalter“ eingetreten, wenn er nicht von befreundeter Seite von diesem Schritte nachdrücklich abgehalten worden wäre.

Zu einem Wechsel seiner Lebensstellung ist es indessen nicht gekommen. Ein böses Lungenleiden warf ihn am 13. Juli 1879 auf das Krankenlager. Man brachte ihn in die Heilanstalt Felsenau (Chur), woselbst er schon am 19. August verschied in einem Alter von wenig mehr als 31 Jahren.

Mit Schumacher ist ein Mann in's Grab gesunken, der zu den schönsten Hoffnungen auf literarischem Gebiete berechnete, aber durch Ungunst der Verhältnisse und Umstände, vor allem durch seinen frühzeitigen Tod, sein reiches dichterisches Talent nicht voll entfalten und zur Reife bringen konnte. Seine Übersiedelung nach Chur brachte Schumacher in ein neues geistiges Milieu, das seinem poetischen Schaffen nicht förderlich war und ihn von der Dichterlaufbahn ablenkte. Durch den persönlichen Verkehr mit leitenden Staatsmännern und seine Tätigkeit im Regierungsgebäude erwachte in ihm der Politiker und Zeitungsschreiber. Das Dichten gab er zwar nicht ganz auf, das Verse machen stack ja in seinem Blute, aber von nun an scheint er seine Muse mehr in den Dienst der Tagesmeinung und der Politik als in den der reinen Poesie gestellt zu haben.

So entfaltete er in Chur eine rege politische Tätigkeit und schrieb fleißig Artikel in verschiedenen politischen Zeitungen, worin er an kantonalen und eidgenössischen Fragen lebhaft und temperamentvoll Anteil nimmt. Mit Feuereifer befaßte er sich 1874 mit der Revision der Bundesverfassung, zu deren Gunsten er manchen begeisterten Artikel vom Stapel ließ. Diese Artikel, mit Geist und Witz geschrieben, oft mit menippischem Spott gewürzt, vertraten seinen parteipolitischen Standpunkt, den einzunehmen nicht jedermanns Sache war. Sie blieben denn auch nicht immer ohne Widerspruch. Seinen Gegnern blieb er die Antwort nicht schuldig und führte im Kampfe gegen sie eine scharfe Klinge.

In den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts herrschte bekanntlich in der Schweiz, wie auch anderwärts, der wildeste Kulturkampf. Leider war auch Schumacher von diesem öden Kulturkampfgeist erfaßt, ein lauter Rufer im Streit. Besonders der große und von der ganzen katholischen Welt so hochverehrte Papst Pius IX. war die Zielscheibe seines Hasses und Spottes. Einige Kraftstellen mögen hier zitiert werden, die sich in seinem literarischen Nachlasse zerstreut vorfinden:

Der dicke Pius sei auserwählt
Als Opfer unseres Staates;
Er übernehme die Kandidatur
Des nationalen Rates.

Er stammt von hoher Familie ab,
Von destilliertem Blute;
Er roch schon nach Unfehlbarkeit,
Als er in Windeln ruhte.

Er kam mit den Schriften schon zur Welt
Gestempelt und gesiegelt.
Er sprach im Mutterleib Latein etc. etc.

Ein mit „Pius“ überschriebenes Gedicht beginnt folgendermaßen:

Es lebt ein Mensch; sein Teil an Fleisch und Blut
Gibt ihm ein Recht auf diesen Sammelnamen
Von gut und böse, der Ärmsten letztes Gut.
Er ist ein Korn von der Verwesung Samen,
Ein toter Funken ausgebrannten Lichts,
Vom Weltenbau ein abgestorb'ner Fetzen,
Ein Bürger in dem wesenlosen Nichts,
Wenn Sterblichkeit und Würmer ihn zerfetzen etc.

Genug der Beispiele. Ein Kommentar ist hier überflüssig. Die bona fides soll Schumacher nicht abgesprochen werden, er wußte es eben nicht besser. Wer, von Jugend auf in Vorurteilen befangen, stets einseitig katholikenfeindliche Tagesblätter, Zeitschriften, Broschüren, Romane, Pamphlete etc. liest und seine Kenntnisse vom Katholizismus aus so trüben Quellen schöpft, muß vom selben einen falschen Begriff und ein verkehrtes und verzerrtes Bild bekommen. Schumacher, der als junger Seminarist behauptet hatte, das Papsttum habe seine Rolle ausgespielt und Pius IX. werde der letzte Papst sein, mußte noch erleben, daß Leo XIII. den päpstlichen Stuhl bestieg und somit die Nichtigkeit seiner damaligen Behauptung und Prophezeiung einsehen.

Schumacher war ein äußerst begabter Mann, doch fehlte ihm die gründliche humanistisch-philosophische Bildung. Er selbst empfand diesen Mangel am lebhaftesten, und er beneidete geradezu seine Mitschüler, die, vom Glücke mehr begünstigt, klassischen Studien obliegen konnten. Gewiß hätte Schumacher nach seinem Austritt aus dem Lehrerseminar gerne eine höhere Schule besucht, aber ein unüberwindliches Hindernis stellte sich ihm entgegen. Als Seminarzögling hatte er die kantonalen Stipendien für Lehramtskandidaten bezogen und war laut kantonaler Verordnung deshalb verpflichtet, im Kanton acht Jahre lang Schuldienst zu leisten. So blieb sein Herzenswunsch, doch noch seinen Wissensdurst stillen zu können, unerfüllt. Man kann sich in seine Lage versetzen, wenn Schumacher in die Klage ausbricht:

Wer sein erträumtes Ziel
Nicht kann erreichen,
Der fühlt in seinem Herzen
Ein Schmerzen,
Keinem zu vergleichen.

So hatte Schumacher auch seine trüben Stunden und in solchen Momenten konnte er mit dem Schicksal hadern und sein Los beklagen.

In seinen Nachtbildern kommt diese pessimistische und melancholische Stimmung in drastischer Weise zum Ausdruck. Zum Beispiel:

Ich bin allein in dunkler Nacht,
Der Jammer macht mich beben,
Und weinen muß ich Tränen und Blut
Um ein verlornes Leben.

Überhaupt schlägt Schumacher in diesen Nachtbildern Töne an, die den wahren Dichter verraten, der Schmerz und Lust, Freude und Leid, Glück und Unglück in reichem Maße gekostet. Auch die Reue, jener Seelenschmerz über begangenes Unrecht, war seiner Leier nicht fremd. Es ergreift einem unwillkürlich ein Unbehagen beim Lesen der folgenden Verse:

Du Wurm, du Schlange,
 Unheimliches Geschöpf,
 Geburt der Nacht
 Und ihrer langen Stunden!
 Erstickt dich nicht der Strom vom Sonnenlicht,
 Der strahlend aus dem Morgenhimmel bricht?
 Schleichendes Gift,
 Das an der Seele sitzt,
 Langsam zerfetzend
 Alle Kräfte löst;
 Schon frißt dein scharfer Zahn
 Die letzte Hoffnung an.

Schumacher war aber durchaus kein Kopfhänger und Misanthrop. Im Gegenteil. Im geselligen Verkehr war er heiter und fröhlich, lebenswürdig und dienstfertig, wegen seines schlagfertigen Witzes ein gern gesehener, oft aber auch gefürchteter Gesellschafter. Einen intimen Freund scheint er nicht besessen zu haben; er war eine zu selbständige Natur, als daß er mit ganzer Seele sich einem Freunde hätte anschließen können. Schumacher haßte den Schein und das Gigerltum. Er huldigte der Devise: „Esse quam videri. Sein und nicht Scheinen“. So empfand er es als ein Unrecht, wenn untüchtige Leute durch Protektion zu Amt und Ehrenstellen gelangten. Er war ein Feind aller Vorrechte der Geburt, des Adels und des Geldes. Politisch war er ein ziemlich links stehender Demokrat. Als feuriger Patriot liebte er das Schweizerland und war stolz auf seine staatlichen Einrichtungen.

In den Papieren Schumachers befinden sich auch Bruchstücke einer Bühnendichtung, die nach dem Hauptheld der Handlung „Adam von Camogask“ betitelt ist. Über die Zeit der Entstehung dieses Fragmentes fehlt jede Spur einer Angabe. Man wird aber kaum mit der Annahme fehl gehen, daß Schumacher diese Arbeit schon in Sent begonnen, nach seiner Übersiedelung nach Chur weder Zeit noch Muse gefunden habe, das angefangene Werk zu vollenden.

So ist der „Adam von Camogask“ leider ein Torso geblieben. Aus dem vorhandenen Manuskript kann man erkennen, daß Schumacher doch das Zeug zu einem Dramatiker hatte. Über den Inhalt und den Gang der Handlung gibt Schumacher selber in einer Vorbemerkung genügenden Aufschluß. Im Anhang wird diese Vorbemerkung und eine der vollendeten Szenen des Stückes zum Abdruck gelangen, um dem Leser einen Begriff zu geben, wie Schumacher den Stoff dramatisch zu behandeln gedachte.

Aus den Dichtungen Ph. Schumachers (1848—1879).

1. Die Schweizergarde in Paris.

Der Aufruhr heulet durch die Straßen;
 Das Frankenvolk zerbricht sein Joch;
 Der Bürgerkrieg ist losgelassen
 Und loht in blut'gen Flammen hoch.

Und jubelnd ruft des Pöbels Haufen:
 Die Freiheit, Gleichheit lebe hoch!
 Wir wollen sie heut' blutig taufen;
 Rennt um die stolzen Mauern doch!

Herunter König, feige Pfaffen!
 Ergib dich, feile Höflingsbrut!
 Was hilft das Zaudern, soll das Gaffen?
 Die Rache tränke sich in Blut.

Heraus, ihr feilen Söldnerscharen!
 Steht uns im Kampfe Brust an Brust.
 Durchs Herz soll unser Dolch euch fahren;
 Wir wollen kühlen unsre Lust.

Das hören wohl die Schweizergarden,
 Sie schauen aus dem Schloß herab,
 Sie seh'n die Fahnen und Kokarden,
 Es gähnt sie an das off'ne Grab.

Die stolzen Tuilerien zittern
 In ihrem tiefsten Fundament;
 Nichts kann die wack're Schar erschüttern,
 Sie steht, wenn auch der Boden brennt.

Dem König haben wir geschworen,
 In Leid und Freude treu zu sein. —
 Die Freiheit ist es, neugeboren,
 Die jetzo stürmet auf uns ein, —

Ihr müssen wir jetzt unterliegen;
 In Trümmer stürzt das Königshaus. —
 Wohlan, laßt unsre Fahnen fliegen!
 Wohlauf, hinaus zum blut'gen Strauß!

Frisch auf, ihr Brüder, fasset Posten!
 Verseht mit Pulver euch und Blei.
 Nun steh'n wir fest, wie Marmorpfosten.
 Nun komm, du Pöbelrott¹, herbei.

Der Löwe schüttelt wild die Mähne,
 Aus seinen Augen leuchtet Glut,
 Und knurrend weist er seine Zähne;
 Er dürstet nach Rebellenblut².

Das Würgen dauert fort, das Morden.
 Es drängt die ganze Stadt³ zum Schloß.
 Die ungeheure Zahl der Horden
 Weicht dem vernichtenden Geschoß.

Verflucht! es kämpfen gut die Hunde;
 Umsonst ist alle unsre Wut.
 Die Kraft strömt uns aus tiefer Wunde;
 In Bächen rinnt der Unsern Blut.

Und ob auch Erd' und Himmel stürzen,
 Der Schweizer Treue wanket nicht.
 Wir wollen euch den Hingang würzen,
 Wenn auch manch' Bruderherze bricht.

„Die Waffen sollt ihr niederlegen!“
 Es ist des Königs Machtgebot.
 Ihr schreitet jetzt auf dunkeln Wegen.
 Die Henker führen euch zum Tod.

Die nicht der off'ne Kampf bezwungen,
 Sie fallen unter Mörderhand.
 Doch lebt die Treu' in Feindes Zungen
 Der Söhne aus dem Schweizerland.

Erzittert, feige Höflingsseelen,
 Und färbt euch mit der Schande rot.
 Treu und gehorsam den Befehlen,
 Geh'n sie vom Siege in den Tod.

Schaut her, ihr Vaterlandstyrannen!
 Die Helden ihr verkauft für Geld.
 Seht, wie sie noch im Tod umspannen
 Den Lorbeer unsrer Alpenwelt.

¹ Original: Pöbelsau.

² Original: des Sautiers Blut.

³ Original: Ganz Paris wälzt sich hin.

Die Augen auf, von Gottes Gnaden!
 Hah! — zittert vor der Nachwelt Spruch.
 Die Freie vor zum Zweikampf laden,
 Sie trifft der freien Völker Fluch.
 Verkauft, verschachert und verraten
 Warst du, o hehre Schweizerschar.
 Doch nimmer bleicht dein Ruhm der Taten;
 Die Treue lebet immerdar.

2. Reiterlied.

Hurra! noch den Wein und die Freude geleert,
 Und das rauschende Leben genossen.
 Wer weiß, wie lange es noch währt,
 So sind die Tage verflossen;
 Der Jubel ist aus und der Übermut:
 D'rum stürzt des Weines rauschende Glut.
 Soldaten, die sind wie der Sturm in der Luft,
 Und so jagen wir durch das Leben,
 Durch den Frühlingstag und die Morgenluft
 Mit weitem, unendlichem Streben,
 Mit Sang und Klang und Trompetenschall —
 Nicht hier und da — wir sind überall.
 Es tanzen am Abend im Mondenschein
 Des Dorfes lustige Knaben,
 Da springt es wie Wetter vom Himmel hinein; —
 Die Rosse schaudern und traben
 Hinaus in die weite, die herrliche Nacht. —
 Und der Lust und dem Tanz ist ein End' gemacht.
 Leb' wohl, du Mädchen, mein liebes Kind!
 Soldaten bleiben Soldaten.
 Eine Rose noch auf den Hut geschwind
 Und fort mit den Kameraden,
 Hinaus zum Streit, wie die Adler schnell,
 Das Wetter ist gut, der Morgen ist hell.
 Nun, Brüder, wie Zorn mit gezücktem¹ Schwert
 Ins Feld, in die Feinde gestoßen.
 Wie der Hagelsturm ins Kornfeld fährt,
 Auf des Todes fliegenden Rossen
 Stürzen wir in die rauschende Schlacht, —
 Und der Lust und der Freud' ist ein End' gemacht.

¹ Original: gedrohtem.

3. Vision.

Der Turm — ein Totenschädel	Er schaut herab so edel,
Verwester Herrlichkeit —,	Denkt an vergang'ne Zeit.

Es ragt die Felsenstirne
Heraus in die gelbe Nacht;
Es ist in dem morschen Gehirne
Ein dumpfer Seufzer erwacht.

Aus leeren Augenhöhlen
Starrt es voll Furcht und Graus.
Wahrhaftig, es schauen die Seelen
Der alten Zwingherr'n heraus.

4. Sage.

Und habt ihr auch vernommen
Von einem Ritter, der
Zur Erholung im Gebirge
Nachts reitet hin und her?

Er schlägt der Nacht ins Antlitz
Mit der Klinge rauschende Streiche;
Er reitet seines Fuchsen
Wetterleuchtende Leiche.

Er hat einen Flammenmantel
Und glühende Hosen an,
Auch einen finstergelben Helm
Und schimmernde Federn dran.

Und wie sie über die Felsen
Hindonnern alle beide,
Da jauchzet übermenschlich
Sein wildes Herz vor Freude.

5. Auf dem Berge.

I.

Es war an einem Abend,
Die Sonne lange tot,
Und blut'ge Gesichter drohten
Aus bleichem Abendrot.
Die Luft schwamm vor den Blicken
— Ein weites, trübes Meer —
Und stoßend zogen die Winde
Von dem Gebirge her.

Der Berg mit einem Male
War einsam nun und stumm,
Schlug sich zur nächtlichen Ruhe
Den Schattenmantel um.
Die Hirten saßen am Feuer.
Das Auge schlafgefüllt,
Hat sich ein jeder in seine
Gedanken und Träume verhüllt.

II.

Doch Ruhe will nicht werden,
Die sich des Müden erbarmt,
Die ihn und seine Qualen
Mit Mutterliebe umarmt.

Ein jeder hört hinbrütend,
Wie draußen sich alles regt,
Und hat sich schweigend und
frierend
Auf die andere Seite gelegt.

Er hört den Regen, der seufzend
Und schwer herniedertropft,
Den Sturm, der wild um Einlaß
An Tür und Laden klopft.

6. Nachtbilder.

1.

Die Nacht ist ohne Sterne,
Die mich im Walde sieht;
Tief in den alten Föhren heult
Der Wind ein altes Lied.
Das handelt wie gewöhnlich
Vom Leben und vom Sterben,
Von langem Hoffen und Warten
Und endlichem Verderben.

2.

Die Winde reden im Traume,
Der Abend ist still und kühl,
Da regt sich auch im Herzen
Ein schmerzliches Gefühl.
Da sagt mir ein Gedanke,
Den keine Sprache ermißt,
Daß mir auf allen Wegen
Nur Nacht begegnet ist.

3.

Die Hoffnung hab' ich aufgegeben,
 Sie hat mir nichts gebracht,
 Als neuen Überdruß am Leben,
 Und ärmer mich gemacht.
 Sie läßt nicht leben und nicht sterben,
 Zeigt fern ein ungewisses Glück,
 Und gibt uns wieder dem Verderben
 Und tausendfacher Qual zurück.

4.

Der Stern des Lebens ist ausgelöscht,
 Die Hoffnung ist schlafen gegangen;
 Wie Leichentücher vom Himmel herab
 Die fahlen Wolken hangen.
 Ich bin allein in dunkler Nacht,
 Der Jammer macht mich beben,
 Und weinen muß ich Tränen und Blut
 Um ein verlор'nes Leben.

5.

Sie haben schon das Grab gemacht, Darin wird man dich legen, Wenn du die Augen zugemacht Und darfst dich nimmer regen.	Und die dich liebten auch so heiß, Sie treten dich mit Schuhen, Und keiner von den allen weiß, Daß du nun ruh'n willst, ruhen.
---	---

7. Am Abend.

Die Sonne sinkt; sie überschaut Vom Berg das grüne Tal Und sendet ihm als Scheidegruß Den letzten gold'nen Strahl.	Es ist so still; am Himmel geht Der Mond, der nimmer ruht, Und seine bleichen Lilien wirft Er in die dunkle Flut.
Und scheidend rauscht der Fluß Auf seinen Wogen rollt [empor; Dahin, wie ein verlор'nes Glück, Das letzte Sonnengold.	Die wanken überm Wassergrund Und schwanken, wie bewegt Vom Wind, der seufzend in der Sich überm Wasser regt. [Ruh'
So still ist hier und ohne Laut Die schlafende Natur, Daß man sie nicht zu stören wagt Mit einem Worte nur.	Hier ruht es ewig tief und tot, In dunkler Flut begraben; Des Lebens Müh', des Lebens Not Muß hier ein Ende haben.

8. Der Gefangene.

Ich leide lebend'gen Tod In diesen Mauern. Kaum weckt das Morgenrot Von düstem Trauern	Mich auf zu neuen Schmerzen, Die ewig wahren Und fressend zehren Am tiefsten Herzen.
---	---

Das Auge blutig rot
 Vom Weinen,
 Seh' ich das Morgenrot
 Langsam erscheinen.

9. Alte Sage.

Ein Licht blitzt durch die Sommer-
 Mit hellem Sternenscheine; [nacht
 Die schöne Margarete wacht
 In Liebesqual alleine.

Sie starrt hinaus ins dunkle Blau,
 Verloren in Liebesträume;
 Die Nebel ziehen durch die Au,
 Im Garten rauschen die Bäume.

Sie tritt zum off'nen Fenster hin.
 Die fernen Wasser brausen,
 Am Sternenhimmel flieh'n dahin
 Die Wolken mit dumpfem Sausen.

Die Erde schweiget, wie ein Grab,
 Der bleiche Mond will sterben,
 Die letzten Blicke fallen herab,
 Gebrochen in silberne Scherben.

Zurück eilt der Erinnerung Lauf
 Wehmütig im betrübten
 Gemüt, wie Schatten tauchen auf
 Gedanken an den Geliebten.

Der Schmerz ist treu – die Freude
 Verfolgt von ew'gen Tränen, [flieht,
 Und durch die tiefste Seele zieht
 Ein namenloses Sehnen.

O Fridolin, mein Stern und Licht!
 Ich habe dich verloren. [bricht,
 Weh dem, der Lieb' und Treue
 Die hast du mir geschworen.

Verrat'ne Liebe ist ein Fluch
 Für den, der sie zertreten. —
 Doch ich' will bis zum Leichentuch
 Für dich nur fleh'n und beten.

Von ferne dröhnt der Glocke Erz
 In zwölf gewalt'gen Schlägen,
 Die schauerlich mit stillem Schmerz
 Das Menschenherz bewegen.

Und manches Herz, das noch voll
 Gesungen und geklungen, [Lust
 Ist in der todesbangen Brust
 Beim letzten Schlag zersprungen.

Vom Friedhof kommt ein Schatten-
 Was hat das zu bedeuten? [zug.
 Das ist nicht der Nebel Flug!
 Was soll der Glocke Läuten?

Und vor dem Hause halten sie
 Und singen rings im Kreise
 Die alte Sterbemelodie,
 Die traurige Totenweise.

O Jungfrau, du hast Tod geseh'n!
 Wir sind das Volk der Toten.
 Auch du, auch du mußt mit uns
 Ein Höh'rer hat's geboten. [geh'n;

Und finden sie dich bleich und tot,
 So wird man dich begraben.
 Des Lebens Müh', des Lebens Not
 Muß dann ein Ende haben.

Bei Gott und eurem Seelenheil,
 Ihr Traur'gen und Betrübten,
 Laßt beten mich in aller Eil
 Für meinen Herzgeliebten!

So helfe mir der heil'ge Gott!
 Das sind des Todes Wehen.
 O Fridolin, lebendig oder tot
 Muß ich dich wiedersehen!

Ein Windstoß löscht die Lampe aus.
 Jetzt ist nicht Zeit zum Beten,
 Und stumm ist sie mit stillem
 Dem Zuge beigetreten. [Graus

Vier schwarze Träger schritten
 Mit einem Totenbaume, [vor
 Und weiter ging der dunkle Chor.
 Sie folgte, wie im Traume.

10. Die Cholera.

In all den Jubel und die Freudenklänge
Schleicht sich von Osten her ein Schreckensgast
Zum lebenslauten menschlichen Gedränge,
Leis', wie ein Tiger, der das Wild erfaßt.
In Todesfurcht von seinem Atem sterbend,
Entsetzenwild die bange Menschheit flieht.
Auf ihren blut'gen Spuren leichenfärbend
Der Würger durch zerstörte Lande zieht.

Ein Triumphator auf dem Leichenwagen,
Eilt er dahin in schreckensschnellem Lauf,
Ein fliegendes Gespenst aus alten Sagen,
Zu Todessiegen; niemand hält sie auf.
Unaufgehalten durch Gebirg und Klüfte,
Durch Stromes Tiefen, sommerliche Saat,
Mit Windesrossen sprengt der Fürst der Gräfte,
Zu Füßen liegt die Welt im Trauerstaat.

Im Prachtpalast die frohen Lichter sterben,
Verlassen liegt der Straßen weite Flucht.
Lawinenmächtig wälzt sich das Verderben
Auf alle Wege, die das Opfer sucht.
Zum Grabe wird der Armut öde Hütte.
Der Arbeit Streiter ruhen leichenstarr
Vom Leben aus, das sie auf jedem Schritte
Mit Not bedroht, ein mühevoll Sterben war.

Geschlagen sind die stürmisch-heißen Fehden,
Die sie mit unerschrock'nem Arm geführt,
Gehoben ganz des Daseins kranke Schäden,
Die schicksalsschwer der tapf're Geist gespürt.
Ein stiller Mann, liegt jeder in der Kammer
Und Todesruhe hat der wilde Schmerz.
Die Seinen steh'n in vaterlosem Jammer
Mit heißen Tränen um das kalte Herz.

Dem Schicksälsstreiche stürzt der Fürst vom Throne,
Der Recht und Wahrheit glorreich stets besiegt.
Gebroch'nen Armes, mit zerschellter Krone,
Ohnmächtig — röchelnd er am Boden liegt.
Es gellt am Hof offizielles Schreien, —
Die er gemordet, kamen ihm zuvor;
In Nekrologen weinen die Lakaien;
Die Würdenträger schmückt ein Trauerflor.

Es trauern des Palastes hohe Stufen.
Der Himmel weint; die Sonne heuchelt Leid.
Die Pferde sind verhüllt bis an die Hufen
In melancholisch schwarzes Galakleid.

Das Grablied schallt; in schmerzlicher Parade,
Spaliere bildend, steht das Militär.
Den letzten Umzug feiert Gottes Gnade
Im Sarge durch das stumme Menschenmeer.

Die Toten sollen selber sich begraben.
Zur Erde stürzt die seuchenreife Last.
Das Sterbliche bestatten schnelle Raben.
Die Menge flieht in schauerlicher Hast.
Ein Aufruhr ist zerstörend angestiftet,
Zerrissen jedes schöne Lebensband.
Verwesung hat der Liebe Wort vergiftet,
Verderblich ist der Gruß von Freundeshand.

Das Herz verliert das freie, menschlich-schöne
Vertrau'n, verwundet von des Argwohns Pfeil.
Die Menschenrede schallt wie Grabgetöne
Dem kranken Geist, — und nimmer wird er heil.
Kein Segensmittel, keine Zaubersäfte
Der mütterlich wohlthätigen Natur
Verleihen wieder die gesunden Kräfte,
Verwischen ihm der Schmerzen tiefe Spur.

Das Leben ist noch eine schöne Lüge.
Zerstörung naht, die jede Hoffnung raubt.
Verzweifelnd legt in kalte Grabeswiege
Die Jugend hin das frohe Lockenhaupt.
Geleite ist die Sterblichkeit am Stabe,
Ergraute Trümmer, tränenmorscher Staub,
Sie schmückt den Sarg mit einer Blumengabe,
Verfolgt mit Klagen den geliebten Raub.

Wehvollen Herzens kniet sie auf der Erde,
Erlöschen Auges, kalt, vernichtungsbleich.
Kein Bitten, keine weinende Beschwerde
Ruft die Entseelten aus dem Schattenreich.
Die Welt beherrscht, mit finst'rer Allgewalt
Tribute fordernd, tödliches Verderben.
Die Schaufel klirrt; die letzte Glocke schallt
Und allgemeine Losung ist das Sterben.

11. Vision.

Mich trägt der Schwung der	Ich trat wohl ein durchs untere
Phantasie	Es steht jetzt immer offen, [Tor,
Das Rheintal hinauf; ich meine,	Seitdem der Zeitgeist mit Gefolg'
Ich sehe die Türme des lieben	Im Städtchen eingetroffen.
Im hellen Sonnenscheine. [Chur	

